



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lux, Joseph Aug.: Sonntagsbriefe aus dem Bauernhaus. (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wenn im Jahre 1903 zugunsten der Auswanderung nach Deutschland eine Agitation stattfand, so geschah dies eben von Leuten, die auf Grund ihrer eigenen Erfahrungen die Verpflanzung der gefährdeten Gemeinde als einzige Rettung der zersprengten kleinen Vorposten betrachteten. Die Ansiedlungskommission selbst hat von Anfang an Wert darauf gelegt, Positionen, in denen das Deutschtum Aussicht hat, seine Stellung zu halten, nicht zu schwächen. So wurden und werden alle Bewerber aus Westgalizien (der Gegend um Biala), aus Mähren, Osterreich-Schlesien, Böhmen, Siebenbürgen usw. grundsätzlich abgelehnt. Sobald bekannt wurde, daß die galizischen Deutschen auch in den zerstreuten, national höchst gefährdeten Ortschaften sich zu dem Bunde der Deutschen Galiziens zusammenschlossen, hat jede Werbearbeit für die Ansiedlungskommission aufgehört, was freilich nicht hindert, daß dauernd Nachfragen aus Galizien an die Ansiedlungskommission gelangen. Die in Posen und Westpreußen angesiedelten galizischen Rückwanderer finden zum überwiegend größten Teile ihr gutes Vorwärtskommen und sitzen, vermischt mit anderen Deutschen, in blühenden Ansiedlungen. Wenn auch in teilweise polnischer Umgebung ist ihre nationale Stellung doch, wie kaum erwähnt zu werden braucht, eine ganz andere wie in Galizien; Schule, Gemeindeverwaltung, Behörden usw. sind rein deutsch. Diese Rückwanderer nützen nicht nur in Posen dem Deutschtum, sondern sie sind dem Deutschtum für alle Zeiten erhalten, was zum mindesten sehr fraglich wäre, wenn sie in Galizien geblieben wären, und was zweifellos in zwei Generationen nicht mehr der Fall wäre, wenn sie nach Amerika ausgewandert wären. Im ganzen sind von 1899 bis Ende 1909 1350 Familien aus Galizien in Posen und Westpreußen angesiedelt worden.

Gramsch

Wir würden uns freuen, wenn diese Angaben geeignet wären, das Mißtrauen der Deutschen Galiziens gegen unsere Regierung wenigstens abzuschwächen.

G. Cl.



Sonntagsbriefe aus dem Bauernhaus

Von Joseph Aug. Eug

(Schluß.)

Fünfter Sonntag.

Der schöne starke Junge soll einmal ein tüchtiger Bauer werden. Seit seiner Geburt herrscht eitel Freude im Hause. Die Bäuerin ist von ihren Angstzuständen erlöst, der Bauer ist stillvergnügt, die Dirn pflegt sich. Es wird beschlossen, zur Aushilfe einen Knecht ins Haus zu nehmen. Es kommen Tage, wo es reine Sonne ist, „im Elend“ zu sitzen. Im stillen bitte ich den Leuten das Unrecht ab, das ich ihnen getan habe. Sie sind gar nicht so böß, wie es mir zuweilen schien. Sie sind die Güte selber. Es liegt nur an meiner Schwarzseherei. Friedlicher und schöner kann man nirgends leben als in dieser Geborgenheit. Freilich schickt der Himmel manche Prüfung. Der kräftige Säugling wird plötzlich krank. Die Sorge und Liebe der Hausgenossen verdoppeln sich. Alle sind zugleich um ihn geschäftig. „Was er denn nur hat, der Bub?! Man hat ihm doch schon seit dem dritten Tage nach der Geburt feste Nahrung gegeben, damit es vorhalte und daß er ein starker, gesunder Bengel werde!“

„Feste Nahrung? Schon am dritten Tage nach der Geburt?“ Ich wende allerlei Bedenken ein. „An fester Nahrung ist er krank geworden! Darmkatarth!“ Aber die Leute wollen nicht hören.

Der Kleine wimmert und wird immer kleiner statt größer. Er wächst in sich hinein.

„Dirn, geh' zum Doktor und lasse dir ein Mittel verschreiben für den Jungen!“ Ich mahne täglich dringender.

Der schöne gesunde Bub hat alsbald eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem gekreuzigten Herrgöttlein an der Wand.

„Morgen, morgen!“ verspricht die Magd infolge meiner Mahnung.

Ich höre, wie ihr die Bäuerin zuraunt: „Willst du ihn dir vom Doktor verpacken lassen?“

„Nein, um Gottes willen!“ Natürlich geht die Magd nicht zum Doktor. „Die dummen Stadtleut'! Alles glauben sie besser zu wissen!“

„Denkt die Bäuerin nicht selbst an Nachkommenschaft?“ frage ich gelegentlich die Dirn. „Und was bedeuten die leere Kinderwiege und der Totenkranz?“

„Ja mei, da hat's G'schichten geben! Die Wiege war ein Hochzeitsgeschenk. Aber mit Kindern wird's nichts bei der Bäuerin. Solange noch die Mutter des Bauern im Hause gelebt hat, der alte Drachen, hat es nichts als Zanf und Streit unter den jungen Leuten gegeben. Die Alte hat ihre Schwiegertochter nicht leiden mögen und hat unter den jungen Leuten Unfrieden gestiftet. In seinem Zähorn hat der junge Bauer sein Weib mit einer Eisenstange traktiert, wobei sie einen inneren Schaden erlitten hat, so daß es vorbei ist mit den Aussichten auf Mutterschaft. Alle sind wir damals davongelaufen, das Weib, der Knecht und ich, die Dirn. Da ist der Bauer allein dageessen mit dem alten Drachen. Aus Verzweiflung wollte er sich am Dachboden erhängen, aber die Mutter hat ihn rechtzeitig abgeschnitten, bevor er kalt war. Der Bürgermeister hat sich ins Mittel gelegt, hat den Bauer und die alte Bäuerin verwarnt, und darauf sind wir alle mit der jungen Bäuerin wieder ins Haus zurückgekehrt. Die alte Bäuerin war von Gift und Galle voll und ist bald darauf gestorben. Seither ist Ruhe im Haus. Nur dann und wann fängt der Bauer zu rappeln an, verflucht uns alle, besonders das arme Weib und schreit, wir hätten seine Mutter unter die Erde gebracht. In solchen Zeiten muß man ihm aus dem Wege gehen, sonst passiert ein Unglück. Deswegen hat die Bäuerin eine „Summerpartei“ genommen, damit noch ein fremder Mensch im Hause ist, vor dem er sich in acht nimmt. Wir sind herzlich froh, daß Ihr bei uns seid, das hält den Frieden aufrecht.“

Ich bin nicht sehr von meiner Mission als Friedensengel erbaut. So also sieht es in den Hütten aus, auf denen alle Anzeichen des Glückes ruhen! So ist der Friede beschaffen, der auf der reinen Stirn dieses Hauses in ein paradiesisches Gefilde hineinleuchtet! Die Unschuld der ersten Menschen schien mit diesem Glück und diesem Frieden eine Dreieinigkeit zu bilden. Das Glück hebt aus Furcht vor dem Unheil, der Friede zittert vor dem lauernden Streit, und die Unschuld — — man weiß ja, wie es damit steht.

Ich sehe die Dinge mit anderen Augen an, seit sich die fehlenden Glieder in der Kette der verhängnisvollen Anzeichen gefunden haben. Die unselige Kunst, das Paradies „ins Elend“ zu wandeln, scheint wirklich Gemeingut der Menschen

zu sein. Mußte ich in diese Einsamkeit flüchten, in die Nähe primitiver, unverdorbener, freier, glücklicher Menschen, um den alten Fluch noch immer wirksam zu finden? Gibt es kein Entrinnen?

Das franke Knäblein sieht immer erbarmungswürdiger aus. Es wimmert nur mehr ganz leise, ab und zu stellen sich auch Zuckungen ein. Und eines Morgens hat sich die Dirn aufgemacht und trägt den Kleinen, behutsam in ein Tuch gewickelt, zum Arzt in den Ort hinunter. Endlich!

Der aber warf nur einen flüchtigen Blick auf das Kind und schrie die weinende Magd an: „Nix mehr z' machen! Heimgehen, sterben lassen!“

Am selben Tag habe ich selbst mit dem Arzt gesprochen. Der Mann war noch ganz außer sich vor Ärger. „Diese Viecher!“ polterte er. „Den Doktor suchen sie auf, wenn es zu spät ist! Bei der schlechten, unpassenden Kost gehen neun Zehntel der Kinder an Gedärmtatarrh drauf. Und da kann man reden, was man will. Diese Dickshädeln!“

Erbfünde, ich glaube, es gibt nur eine, sie heißt Dummheit. Mit Dummheit kann man morden. Der Junge hat es erfahren. Es ist merkwürdig, wie man nach und nach sehen lernt. Es fällt mir jetzt erst auf, daß eigentlich auch die Bauersleute ungesund aussehen, fast krank. Sie leben doch immer in der frischen Luft! Immer auf dem Lande! Immer in der freien unverdorbenen Natur! Was sollen wir Städter sagen? Im Vergleich mit diesen Erscheinungen sind wir Ausbünde von Kraft und Gesundheit.

„Warum badet ihr nie?“ fragte ich gelegentlich die Hausleute. „Der See ist doch so nahe?“

„Wir sind doch nicht schmutzig!“ lautete die etwas spitze Antwort.

„Schmutz wird's erst, wann's naß wird.“

Der Bauer hat halt seine eigenen Anschauungen über Hygiene.

„Bäuerin, die Henne, scheint mir, hat im Wald ein Nest gemacht und dort Eier gelegt, ich höre sie gackern; willst nicht einmal nachschauen?“

Aber die Bäuerin sah mich ungläubig an. Nach vierzehn Tagen hatte ein fremder Bursch zufällig das Nest mit vierundzwanzig Eiern gefunden, sämtlich verdorben.

„Ja, was hilft eure Sparsamkeit unter solchen Umständen?“

Nings um das Haus gedeiht das schönste Obst. Aber es fällt vor der Reife wurmfestig zu Boden. Die Bäume sollten von den Raupen gesäubert werden. Es könnte eine schöne Obsternte werden. Aber der Bauer verzichtet lieber auf die winkende Einnahme, um an Personal zu sparen. Er schindet sich fürchterlich, knickt an allen Ecken und Enden, vergönnt sich weder Fleisch noch Gemüse, und lebt doch wie ein Verschwender. Der Fruchtsegen liegt gehäuft rund ums Haus, es brauchte nur kleine Mühe und Umsicht, um ihn ins Haus hereinzubringen. Verbesserungen, neue Methoden, etwas mehr Arbeitskräfte täten not. Aber davon will der Bauer nichts wissen. Er zieht mit einer Pflugschar aus, die in der Form so alt und unvollkommen ist, wie etwa zu Zeiten des ersten Menschenpaares nach der Vertreibung aus dem Paradies. Er hat diese Arbeitsweise so von seinen Vorfahren gelernt und hält sich strenge daran.

Nach und nach hat sich mein Blick für diese Dinge geschärft. Ich bemerke, daß rund in der Umgebung die jüngere Generation fast ebenso krank und schlecht

ausfieht wie meine Hausleute. Den Gedärmtarrh haben sie als Säuglinge überstanden, dann sind sie mit dicken Wasserköpfen und rachitischen Beinen unter Geflügel und Hunden auf dem Hof herumgekrochen, und wenn sie nicht früher gestorben sind, dann haben sie mit zwölf Jahren Pfeifen rauchen gelernt, mit dreizehn Biertrinken, mit vierzehn Fensterln, mit fünfzehn Radfahren, mit zwanzig Jahren sind viele schwindsüchtig geworden oder vollständig vertrottelt, mit fünf- und zwanzig Jahren sind sie fertige Bauern und leben, heiraten, erzeugen Kinder, erziehen sie, bestellen ihr Feld und ihr Vieh, nach Ur-Urväterart ohne Nerven unter der Haut.

Ich fühle immer mehr, wie weit wir Kulturmenschen von der „unberührten“ Natur entfernt sind.

Sechster Sonntag.

Das kleine Herrgöttlein liegt auf der Totenbahr.

In einer Ecke der unteren Wohnstube links neben dem Hausflur wurde die Bahre hergerichtet, ein hochaufgeschichtetes Lager mit weißen Linnen bedeckt und Spigen, die bis zum Boden herunterhingen. Auf hohe Leuchter wurden sehr lange Kerzen gesteckt und herumgestellt. Die Weiber der Nachbarhöfe waren geschäftig, die Sache so feierlich als möglich herzurichten. Gegen Abend waren die Vorbereitungen beendet, das Knäblein, zum erstenmal mit reinlicher Wäsche angetan, wurde auf die mannshohe Bahre gelegt, und die Kerzen entzündet, die einen festlichen Lichtkreis um das Kindlein bildeten. Dort lag es oben ganz zusammengeschrumpt, ein gelbes Wachsputzchen, und von oben herab aus der Ecke sah der gekreuzigte Heiland auf das verrunzelte schmerzreiche Kindergesicht herab. Es schien alt, als ob es ein ganzes Leben von schweren Heimfuchungen hinter sich hätte.

Als alles vollendet war, standen die Weiber herum und bewunderten ihr Werk. Nur die Bäuerin weinte heftig, der Bauer trug seinen gewohnten verschlossenen Gleichmut zur Schau, und die Mutter saß nachdenklich und stumm auf der Bank beim grünen Kachelofen. Die Nachbarn belobten das Arrangement, das zum Teil ihr eigenes Werk war und redeten tröstliche Worte.

„Am schönsten sind die Kinder, wenn sie so daliegen“, sagte die eine.

„Er ist gut aufgeboben“, meinte salbungsvoll die andere.

„Haben eh' nichts Gutes auf der Welt, so ledige Kinder!“ titaneite eine dritte.

„Da wird sich der Vater dreht freuen!“ bemerkte gemütvoll eine vierte; „der Loder ist alleweil so gut drauskomma.“

Ein Faß Bier wird angeschoben, nach und nach stellen sich auch die Bauern der Nachbargehöfte ein, die Pfeifen werden gestopft, man setzt sich rund um den Tisch, es wird fleißig eingeschenkt. Das Gespräch entwickelt sich wie am Wirtshaus-tisch. Unterdessen brennen die Kerzen herunter. Totenwache nennt man das. Nachts höre ich Gemurmel. Ich richte mich im Bette auf und horche. Es kommt von unten aus der Stube, wo das Kindlein aufgebahrt ist. Sie beten. Sie beten wirklich. Morgen früh wird der kleine Märtyrer begraben. Dann gibt es wieder ein Fest. Nebenam im Zimmer warten die Kinderwiege und der Totenfranz. Die Wiege hat vergebens gewartet, der kleine Kerl hat sie übersprungen. Aber der Totenfranz, der von dem Begräbnis der Schwiegermutter übrig geblieben

ist, wird ihm verliehen werden. Auf einige Tage wenigstens. Dann wird der Kranz von dem Gräblein weggeholt, wieder ins Zimmer zurückgebracht, wo er neuerdings zu warten hat. Er ist aus unverwüßlichem Zeug gemacht, ein Dauerkranz. Er wartet, bis eine neue Gelegenheit da ist. Auch die Wiege wartet. Sie wurde zwar der Bäuerin an Hochzeitstage geschenkt, aber für die hat das Ding keinen Zweck. Die Dirn wird schon dafür sorgen, daß die Wiege nicht umsonst wartet. Und der Totenkranz? Das Schickal ist dunkel.

Siebenter Sonntag.

Apage Satanas! Warum verfolgen mich die Götter mit ihrer Grausamkeit? Sie gönnten mir das Paradies nicht und vergifteten mein Glück. Jeder Tag und jede Nacht gebiert neue Dämonen, die mich verfolgen.

Das Kind ist begraben, der einzige wahre Friedensengel ist mit ihm aus dem Hause geflohen, wir sind schutzlos der Hölle preisgegeben. Der neue Knecht, der zur Aushilfe da ist, scheint mir der richtige Satansgehilfe. Er ist ein junger hübscher Bursch, aber sein Blick ist feindselig, drohend, er kann mit den Augen stechen wie Rain, der Brudermörder.

Im Schuhplattlerkostüm, den Rock um eine Schulter geworfen, das Hütlein am linken Ohr, mit nackten Knien, so rückte er an, ein Adonis des Dorfes, der mit Lodernden Augen die Mädchenkammern in Brand stecken konnte. Er liebte das Wirtshaus, das Fensterln, das Schwärmen in den schönen Sommernächten. Der Erzeß war sein normaler Zustand. Wenn er nicht raufte, rasend liebte und die Nächte verschwelgte, so überfraß er sich und trank den widerlich schmeckenden, halbfaulen Birnmoss in unmäßigen Zügen. Um das Gleichgewicht wieder herzustellen, war er langsam bei der Arbeit: das Übermaß auf der einen Seite ward durch Enthaltbarkeit auf der andern ausgeglichen. Die halbe Woche lag er im Heu und kurierte sich. Hin und wieder ging er mit außs Feld hinaus. Der Samstag jedoch machte ihn wirklich gesund. Da tat er sein Schuhplattlergewand wieder an, setzte sein fedes Hütlein auf, und dahin ging es auf neue Abenteuer und Streiche. Vor dem nächsten Dienstag war er nicht zu sehen. Dann war er ein schrecklicher Hausgenosse. Ich konnte sein Speien nicht mehr mit ansehen, ich wurde förmlich krank, wenn ich ihn abends in und außer seiner Kammer herumrumpeln hörte.

Ich beschloß, mir den lästigen Mitbewohner vom Halse zu schaffen. Freitag abends sagte ich ihm:

„Du Sepp, du bist ernstlich krank. Ein kranker Mensch kann nicht zur Arbeit verpflichtet werden. Ich gebe dir eine medizinische Verordnung: Morgen ist Samstag, da ziehst du dein Schuhplattlergewand an, setztest dein Hütlein auf und gehst in deinen Heimatsort, St. Jakob am Thurn. In fünf Stunden bist du daheim, legst dich ins Bett, pflegst dich, solange dich's freut. Hin und wieder kannst du ja einmal ins Wirtshaus gehen oder sonst einen Abstecher machen, dann aber legst du dich wieder hin und kommst nicht eher in die Arbeit, als bis du glaubst, daß dir nichts mehr geschehen kann. Ja, mein lieber Sepp, mit solchen Krankheiten ist nicht zu spaßen, du würdest es sehr bereuen, wenn du mir nicht folgen tätest.“

Dem Sepp leuchtete meine Rede ein. Er ist der einzige im Haus, der meinen Ratsschlagen folgt. Aus dem wird noch einmal was. Er tat flugs, wie ich gesagt, und fort war er, auf Nimmerwiederssehen.

Aber es sind andere Plagen da, gegen die ich ohnmächtig bin. Da ist vor allem der große Misthaufen links ums Haus. Ich weiß es, der Misthaufen ist des Bauern Goldschatz. Dichter mögen ihn besingen. Aber alle Poesie vergeht, wenn man täglich morgens um ihn herum muß . . ., über dünne Planken, aus denen bei jedem Schritt die Sauche quillt und die Füße überläuft. Es ist ein Büßergang . . ., das Fliegengeschmeiß summt um einen herum, die Spinnen fallen einem von oben auf den Kopf, und hinterrücks schnuppeln die Schweine. Die Ursprünglichkeit in Ehren. Aber an diesen Dingen droht meine Naturbegeisterung in Brüche zu gehen. Ich glaube, es kommt daher, weil ich doch eigentlich ein recht profaischer Mensch bin.

Der Bauer wirft einen stillen Haß auf mich. Er hat Verdacht geschöpft, daß ich ihm den Knecht abspenstig gemacht habe. Er kann mir nicht mehr gerade ins Gesicht sehen. Er geht scheu und heimlich um mich herum und ich spüre es, wie er mich mit den Augen erdolcht. Der See ist himmelblau, die Luft strahlt in Gold, ich gehe in meinem paradiesischen Kostüm spazieren, die Zigarre im Mund, Sandalen an den Füßen, den Strohhut auf dem Kopf, den Regenschirm in der Hand. Das Haus liegt friedlich unter den Bäumen, die Landschaft hat ein glückstrahlendes Antlitz und dennoch liegt eine heimliche Gespensterfurcht in den Bügen. Die Bäuerin zittert am hellen Tage, ihre Fröhlichkeit ist mit dem fremden Kindelein zu Grabe gegangen, sie hat böse Ahnungen. Die Schwiegermutter spuckt nachts herum, schlürft in den Filzpantoffeln um das Haus; die Bäuerin hat es gehört. Hier und da höre ich den Bauer keifen, er sucht durchaus Sündel. Aber etwas hält ihn im Zaum, meine Anwesenheit wahrscheinlich.

Ich gehe heimlich mit Fluchtgedanken um. Es sind zwar erst zwei Monate verfloßen und ich hatte ein halbes oder ein ganzes Jahr zu bleiben gedacht. Als Beschwörungsformel wiederhole ich mir, daß es kein besseres Heilkraut gegen alle Übel der Welt gibt als den ländlichen Frieden, die Einsamkeit und die einfachen glücklichen Zustände im Bauernhaus. Diese Zuflucht schönede zu verlassen sei Undank gegen das freundliche Geschick, das mir die Erfüllung meiner langgehegten Wünsche gewährt hat. Um den vollen Segen zu erlangen, müsse man ausharren!

Ich wiederhole es mir täglich, aber ich glaube nicht mehr daran. Innerlich setze ich bereits den Tag meiner Flucht fest.

Aber ich habe nicht den Mut, mit den dunklen Schicksalsmächten zu kämpfen. Eines Morgens kommt mir die Bäuerin mit verweinten Augen entgegen, zitternd und stammelnd: „Mir hat von Euch geträumt, Ihr wäret von uns fortgegangen, es hätte Streit gegeben. Aber sagt mir, warum denn? Seid Ihr denn nicht zufrieden? Wir tun doch alles, was in unserer Macht liegt, damit es Euch recht gefallen soll bei uns!“

Ich bin entwaffnet. Ich versichere, daß ich nicht einen Augenblick ans Fortgehen gedacht habe, daß ich aufs höchste zufrieden sei, und daß ich mich im Hause übergücklich fühle.

Die Dämonen haben gesiegt. Apage Satanas!

Achter Sonntag.

Ich beschließe also der Hölle zu trotzen, „durch Widerstand zu enden“. Was kummert mich die Geistererscheinung, die bösen Träume, das gespensterhaft umgehende Unheil, die düsteren Geheimnisse des Hauses, die Verwunschenheit der Landschaft, die täglichen kleinen Widerwärtigkeiten? Sie schrumpfen in nichts zusammen, wenn ich duldsam bleibe und ein heiteres Gemüt bewahre. Die Macht des guten Vorsatzes ist groß. Vielleicht sind es nur krankhafte Gefühle gewesen, gegen die es kein besseres Traktätlein gibt. Es gelingt mir auf diese Weise, den verdorrten Garten meines Paradieses aufs neue zum Blühen zu bringen. Die Blumen spritzen wieder, der See lächelt mit tausend Augen, die Einsamkeit ist ein freundliches Gotteshaus, ich höre unter dem blauen Himmelszelt die Vöglein lieblich singen, das trunkene Hochzeitslied der Bienen tönt an mein Ohr, ich trinke aus dem Gnadenkelch der Schönheit. Die Grimasse des Glücks, zur Fragenhaftigkeit verzerrt, fällt ab, ich schaue wieder die reinen, edlen Züge des Friedens und der Unschuld.

Die Hölle hat gemerkt, daß ich das stärkste Mittel gegen sie angewendet habe, nämlich Nachgiebigkeit, Duldung, Verzeihung, Demut. Die Hölle wird machtlos. Dieses geistige Dschudschitsu nannten die Heiden die Stoa, wir nennen es Tugend. So siegt der gläubige Christenmensch über die dunklen Gewalten der Hölle. Allein der Feind bereitet jetzt seinen Hauptschlag vor.

Eines Nachts komme ich spät heim, leuchte im Hausflur mit der Laterne auf den Boden, brr! fährt es schwarz auseinander. Schwaben! Diese fürchterlichen Küchenschwaben. Es gibt nichts auf der Welt, das mir einen solchen Ekel einflößt wie diese schwarzen abscheulichen Käfer, die die Dunkelheit und Unreinheit lieben, und überall dort zu Hause sind, wo etwas faul ist.

Die Bäuerin hat geschworen, daß kein Ungeziefer im Hause wäre, wollte sie mich hinters Licht führen? Sollte sie es wirklich nicht wissen? Ich bin abermals an diesen Menschen irre.

Die Ankunft der Schwaben stürzt den letzten Pfeiler meiner Duldsamkeit und Friedfertigkeit. Dieser Kelch des Leidens ist zu groß für mich. Ich habe nun einen offenen sichtbaren Grund, den Vertrag zu lösen, allein mich dauert das arme Weib, das sich durch meine Anwesenheit gewissermaßen vor dem Schicksal geschützt fühlt. Erst vor einigen Tagen hatte ich meine Zufriedenheit ausgesprochen und den Gedanken der Flucht von mir gewiesen. Ich werde also aushalten müssen, wenn ich auch nicht sehe, wie ich damit zu Ende komme.

Der stürzende Tempel des Friedens begräbt alle meine christlichen Tugenden. Ich fange an böse zu werden. Eine wilde Zerstörungslust kommt über mich. Milchkannen in Scherben zu schlagen, gewährt mir einige Erleichterung. Jetzt bin ich es, der Händel sucht. Ich fluche tagein, tagaus über die Sawwirtschaft, über die allzu sichtbaren Mängel, über das Schwabengezücht, ich lege den Bauersleuten harte Bedingungen auf, verlange, daß binnen drei Tagen das Ungeziefer ausgerottet ist, lasse die Dielen scheuern, befehle und schelte als Herr im Hause und blicke in lauter verängstigte scheue Gesichter. Es macht mir Spaß, mit dem Messer nach der Tür zu werfen, daß die Spitze im Mittelpunkt stecken bleibt, und mit der Pistole zu schießen, wobei ich es so einrichte, daß die Kugel ziemlich nahe an dem Bauern vorbeigeht. Es gewährt mir ein unsagbares Vergnügen, die

Hausleute zu quälen, zu knechten, zu tyrannisieren. Ich lese in ihren Mienen, daß sie mich zum Teufel wünschen. Aus Troß bleibe ich. Aber nachts muß ich mich in meinem Zimmer sorgfältig absperren. Wir stehen als Feinde einander gegenüber. Der böse Geist, der in dem Hause schaltet, hat meine Gestalt angenommen. Ich treibe auf eine Katastrophe zu.

Neunter Sonntag.

Große Annonce im „Tageblatt“:

Herrliche Sommerwohnung

in entzückender Gebirgslage, aus zweiter Hand, außerordentlich billig abzugeben. Besonders geeignet für Erholungsuchende, die der Ruhe und des Friedens ländlicher Einsamkeit bedürfen. Reinlichste Sauberkeit. Kein Ungeziefer. Aller neuzeitliche Komfort. Fünf Minuten vom See. Sonnenbäder. Ruder- und Schwimmgelegenheit. Zuschriften umgehend erbeten unter „Zurück zur Natur!“.

Nachschrift. Wenn der verehrliche Leser Reflektant auf meine Bauernwohnung ist, so möge er sofort schreiben oder lieber gleich selbst kommen. Ich vergönne ihm vom Herzen das Vergnügen, das ich genossen habe, den Morgen Spaziergang um den Misthaufen, das Fußbad in der Sauche, die Spinnen am Kopf, die schnüffelnden Schweine im Rücken, den stinkenden Hausattem, die Schwaben, das Glück im Bauernhaus, den Gottesfrieden, die Unschuld vom Lande, die reine unbeleckte Natur, das Zusammensein mit diesen heiteren, unverdorbenen, primitiven Menschen, alles das, was in der Entfernung, in der Poesie, in der Erinnerung so wunderbar schön aussieht. Wer seine Sünden abbüßen und wieder ein reiner Mensch werden will, der kann nichts Besseres tun, als diese Badereise ins Purgatorio unternehmen.

Zehnter Sonntag.

Ich sitze in Salzburg auf der Hotelterrasse als Genesender. Ich bin überglücklich, die vorausbezahlte Miete eingebüßt zu haben. Was man auch gegen die verruchte Zivilisation sagen mag, sie bedeutet dennoch etwas Ungeheures. Das Bauernhaus ist unsere Vergangenheit. Wir sehnen uns nach den Galoschen des Glücks, die uns in die früheren Jahrhunderte, gleichsam in unsere Uranfänge zurückführen. Aber es gibt nur Enttäuschungen. In der Phantasie sieht alles schöner aus. Die Wirklichkeit ist ganz anders beschaffen. Wir dürfen die Vergangenheit nicht durch die Buzenscheibenpoesie erleben wollen. Für uns Stadtmenschen ist das primitive Bauernhaus eine Vorstufe des Daseins; es ist fast unmöglich, dahin dauernd zurückzukehren. Ich bin von meiner Sehnsucht geheilt. Ich brauche um keinen Goldschatz mehr herumzugehen, es fallen mir keine Spinnen auf den Kopf, dagegen finde ich weiße Kacheln und eine Wasserpülung vor. Man sage nicht, es sei etwas Unwesentliches. Es gehört zu den größten Wesentlichkeiten unseres Daseins. Es ist Anfang und Ende unseres Wohlbefindens, unseres seelischen Gleichgewichts.

Aber ein infamer Mensch, der meine Leidensgeschichte erfahren, entgegnete mir: „Sie sind halt verwöhnt!“

Ich bin empört. „Herr,“ schreie ich ihn an, „ich bin an die größte Einfachheit gewöhnt! Verstehen Sie mich?“

Der Andere bleibt gelassen. „Die Einfachheit, die Sie meinen, ist der letzte Schrei der Kultur, das Allerkomplizierteste. Zu diesem Zweck müssen Sie nicht ins alte Bauernhaus gehen. Die Bauernpoesie ist eine Einbildung der Städter. Sie existiert nicht.“

„Herr,“ erwidere ich von oben herab, „schmähen Sie nicht über das Bauernhaus. Es gehört zu den seligsten Erinnerungen meines Lebens!“

Die Idylle, das paradiesische Glück, der Friede des Bauernhauses, sie beginnen wieder in der Illusion zu erwachen. Kein Schatten droht mehr, das heitere Bild zu zerstören. Es ist mein dauernder Besitz geworden. Seelenbesitz.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 18. September 1910.

Nikolaus der Zweite — Gesichtspunkte der neuen Militärvorlage — Wiederaufnahme der Reichsfinanzreform.

Seit einigen Wochen weilt der Beherrscher des zweitgrößten Reiches der Welt, Zar Nikolaus der Zweite, mit seiner erlauchten Familie innerhalb der deutschen Grenzpfähle, sich Erholung und Ruhe, seiner hohen Gemahlin Genesung zu suchen. Eine Presse, die von nationalen Dingen überhaupt wenig hält, hat sich nicht geschemt, die Gastfreiheit in der schmäligsten Weise zu verletzen und die häßlichsten Pamphlete gegen unsere fürstlichen Gäste zu veröffentlichen. Es ist merkwürdigerweise dieselbe Presse, die vollste Bewegungsfreiheit für alle Ausländer fordert, selbst wenn diese offen für den Fürstenmord eintreten. Die Taktlosigkeiten gegen den Herrscher des Nachbarreiches, den obendrein viele Bande der Familie und Freundschaft mit deutschen Fürstenhäusern verbinden, brauchten wir nicht zu registrieren, wenn sie allein von der Sozialdemokratie ausgingen. Sie sind schwerwiegender, weil auch Blätter von hohem Ansehen, die im Auslande — allerdings fälschlich — als wahre Spiegel der Stimmung betrachtet werden, in den unparlamentarischen Ton verfallen sind. Wir können diese Ausschreitungen nur um so mehr bedauern, als sie sich nicht nur gegen Gäste sondern gegen krankte Gäste richten, die sich dem Schutz der deutschen Nation und der Tüchtigkeit ihrer Ärzte anvertrauen, die also mit ihrem Aufenthalt keine besonders politischen Ziele verbinden. Natürlich wird es dem Zaren kaum gelingen, sich während seines Aufenthalts in Friedberg alle Regierungsgeschäfte fernzuhalten. Besonders Fragen der auswärtigen Politik sind ihm in die ländliche Einsamkeit nachgereist. Sein Minister für die auswärtigen Angelegenheiten, Herr Iswolski, hat in nächster Nähe von Friedberg Aufenthalt genommen und hält dem Zaren wiederholt Vortrag. Überhaupt soll man nicht glauben, Nikolaus der Zweite sei der unstäte und bequeme Träumer, als der er von den Revolutionären gekennzeichnet wurde. Der Zar ist auch durchaus nicht mehr von der Mauer umgeben, die Bobjedonostzew, Sypjagin, Plehwe um seinen Vater und ihn gezogen hatten. Der Zar orientiert sich und zwingt seine Minister mit der ihm eignen ruhigen Hartnäckigkeit, ihn zu orientieren. Demzufolge ist naturgemäß auch die persönliche Auffassung des Zaren von den Aufgaben der russischen Politik von weit größerer Bedeutung, als wie es früher der Fall war. Der romantische Unterton seines Charakters und seine außerordentlich streng gerichtete Gläubigkeit in religiöser Hinsicht führen ihn zu den Ideen des Slawjanophilentums, die als Neuslawjanophile gegenwärtig die Köpfe der russischen Gesellschaft beherrschen.